Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 20. 10. 1935 | Nr. 42

Jugendarbeit.

Wir haben jetzt ein Jahr Jugendarbeit in der Deutschen Vereinigung hinter uns. In diesem Jahr hat sich die Jugend die ihr zukommende Stellung innerhalb des Ganzen erobert. Sie will damit der entstehenden nationalsozialistischen, deutschen Volksgemeinschaft in Polen dienen. Diesem Deutschtum kann nur durch eine volksverbundene Führung geholfen werden.

Die wichtigsten Ziele der Jugend stehen fest, vor allem aus der Erkenntnis, daß eine nationalsozialistische Jugendarbeit sozialistisch arbeiten muß. Deshalb wird die Jugend in Zucht und Ordnung an der Lösung aller wichtigen Gesamt- und Einzelfragen teilnehmen, die die Zukunft unserer Volksgruppe bedeuten. Damit baut sie mit an ihrer eigenen Zukunft. Ferner lehnen wir bewußt alle „Betreuung" der „lieben Jugend" ab und fordern immer wieder das Recht der Eigenständigkeit.

Wir haben die Rolle der Hilfsmittel genau erkannt, die uns gegeben sind. Volkstümliche Arbeit in Singen, Laienspiel, Volkssport und so vielem anderen ist das Handwerkzeug, das wir meisterlich beherrschen lernen müssen. Wir wissen aber, daß das Hilfsmittel kein Selbstzweck werden darf etwa um alle 4 Wochen eine wohlgelungene „Veranstaltung" von sich zu geben, die dann in der zuständigen Zeitung vermerkt steht.

Unsere Jugendarbeit wird so aufgebaut sein, daß der Zutritt zu ihr leicht ist. Das Verbleiben in ihr darf dem Einzelnen, der ja jederzeit ausscheiden kann, nicht leicht gemacht werden. Dafür soll sie aber eine besondere Ehrung für den jungen Deutschen bedeuten.

In jedem Teil unseres Landes über Dorf und Stadt hinweg, müssen festgefügte Kameradschaftsgruppen unter verantwortungsbewußten Jugendführern geschaffen werden. Wir können erst an größere Aufgaben herangehen, wenn einige Hundert solcher Kameraden zusammenstehen. Sie müssen zur Einheit in Denken, Fühlen und Opfersinn erzogen werden. Dann kann in Zukunft dieses oder jenes einzelne Glied verschuldet oder unverschuldet ohne Schaden für das Ganze ausscheiden. Die Zugehörigkeit zu dieser Auslese muß allein von der Leistung abhängen. Mit der erhöhten Ehre darf kein neuer Hochmut entstehen. Erhöhte Ehre fordert vielmehr eine erhöhte Leistung, die sich auch in Stunden der Gefahr bewähren soll.

Aus der künftigen geeinten Jugend heraus muß einmal ganz naturgemäß die Führerschicht des neuen Deutschtums in Polen entstehen. Auch hier ohne überspannte Ansprüche, sondern aus dem Wissen um die Verpflichtung dem Gesamtvolke gegenüber. **E. H.**

Von Stil und Haltung eines Volkes.

Von Friedrich Deml.

Die Völker sind sichtbare Gedanken des Schöpfers. Unruhig sind sie und in Gärung, bis ihr Leib und ihre Seele Gestalt geworden sind. So lange sie im Werden begriffen sind, widersprechen ihre Handlungen und Erscheinungen oft dem eigenen Gesetz; noch wachsen sie und schwanken. Erst in der Erfüllung ihrer Ideen finden sie das Gleichgewicht, die Harmonie.

Das deutsche Volk ist ein werdendes; darum wirkt es oft schmerzlich ungeschickt und unreif. Darum verkennt es oft sich selbst und seine Art „wild umirrend" wie Hölderlin sagt.

Unter dieser Tatsache litten die besten Söhne. Sie trugen die wahre Wesensgestalt ihres Volkes im Herzen, verkündeten Sendung und Zukunft, glaubten an das Ewig-Deutsche und würden Lügen gestraft von der zufälligen Wirklichkeit, der bitteren Unfertigkeit. Ihre Stimme verhallte ungehört oder wurde mürrisch vernommen; ihre Arbeit blieb ohne Dank und Erfolg; Ehre fanden sie vielleicht nach ihrem Tode; dennoch taten sie, was sie mußten, weil sie glaubten. Weil sie schauten, was sie ersehnten.

Ja, manche priesen die Sehnsucht selig; denn Erfüllung konnte zugleich Anfang des Alters bedeuten, Ende und Abschluß; sie aber wollten Jugend, Wiedergeburt, Hoffnung.

Die Welt zu erneuern und aufzuwühlen im Innersten, damit sie nicht in Trägheit und Sattigkeit verdumpfe, schien Aufgabe des deutschen Menschen. Deutschland: als Land der ewigen Wandlung, als Pfingst-Baum der Erde!

Heute, da wir uns wieder in dämmernder Bewegung befinden, aufleben und absterben zugleich, tut es not, einen Stil und eine Haltung zu suchen, die unserem Wesen und unserer derzeitigen Werdensspanne entspricht.

Das deutsche Volk var bisher immer noch ungegliederte Masse; eine Fülle von Möglichkeiten, hierhin und dorthin verstreut. In seltenen Stunden unserer Geschichte gelang es einer großen Persönlichkeit oder einer großen Not, die verschiedenen Kräfte und Strebungen zu bändigen und geballt zum Einsatz zu bringen. Dann geschah es, daß die vielheitlichen Stämme und Gruppen plötzlich einen einheitlichen Zug im Gesicht trugen, daß ihr ungeregelter Drang in Richtung auf ein Ziel hin geworfen wurde und mit ungeheurer Stoßkraft die Welt erschütterte. Dann strafften sich Haltung und Wuchs eines ganzen Volkskörpers, der Wille und die Kraft hämmerten seine Glieder, edles Feuer beseelte seine Züge. Aus fetzenhaften Umrissen formte sich Gestalt, das Reich stand auf, der deutsche Riese zwang Europa zur Bewunderung. So war es in den Augusttagen 1914.

Freilich bröckelte dieses granitene Gebilde gar bald unter dem zersetzenden Anhauch fremden Geistes und selbstzerstörender Süchte; nicht ohne Schuld der eigenen Führer, die Wesen und Auftrag des Führertums nicht zu bewahren vermochten, nicht ohne Schuld der Gefolgschaft die der Zukunft Linie verließ und den Sinn des Opfers vergaß.

Wie überhaupt die Teile des Ganzen zerfielen, weil sie in sich nicht mehr Richtung verspürten, weil sie in sich nicht mehr das Gesetz der Entwicklung und den Instinkt zur Gemeinschaft trugen, sondern widerwillig durch Zwang und äußeren Druck zusammengehalten wurden.

Da sank in Urnebel zurück, was Gestirn werden wollte rund und klar und leuchtend. Die Fratze verdrängte das Antlitz, der schwammige Spießbürger und die feile Krämerseele den freien Mann, den adligen, dienenden Herrenmenschen.

Der Meißel entglitt den Händen des Schicksals; ein roher Klotz blieb übrig: der Versuch, dem Deutschen endlich Stil und Rasse aufzuprägen, war vorläufig gescheitert.

Wir hoffen und glauben: nicht für immer.

Denn in dem scheinbar toten Stein lebt inneres Feuer. Diese heimliche Flamme der Sehnsucht nach Verleiblichung wird immer neue Formgestalten anlocken, wird wie eine sagenhafte Stimme die Bildhauer der Geschichte rufen, daß sie ihre Kunst erproben und endlich ein Antlitz aus der Fläche zwingen.

Das Festzeichen



für den Jugendtag des Netzegaus der Deutschen Vereinignng.

Über die trefflich verlaufene Veranstaltung wurde in Nr. 237 der „Deutschen Rundschau in Polen" berichtet.

Dies aber erscheint wesentlich, damit der Wurf gelinge: Jedes Körnchen des Deutschen Granitblocks muß mitschwingen im Takt des Meißelschlages. Muß glühen in der Liebe zur Form. Nur aus Leidenschaft, Hingabe, Schöpferdrang und Bereitschaft kann das Wunder der Zeugung wachsen. Aus männlicher Werdenslust und weiblicher Seinsfülle; aus der hochzeitlichen Vereinigung von Leib und Seele, Geist und Wille, Kraft und Schönheit. Aus dem völkischen Eros.

Er ist, dem sich der junge Nationalsozialist ergibt. Er ist Geist und Blutfeuer dieser deutschen Revolution. Er macht die Augen aufleuchten, die Seelen flammen, die Fahnen wehen; er zerbricht die starren Tafeln, um ein neues Gesetz in die Herzen einzugraben. Er fordert von seinen Jüngern Haß und Liebe: Urmächte, damit echt und unecht wieder geschieden seien.

So ist es notwendig, daß jeder einzelne versuche, an sich zu bauen, damit er mählich und gleichnishaft die Gestalt verkörpere, die seinem Volke ziemt.

All die üblen, untermenschlichen Eigenschaften und Typen, die bisher vordrängten und den echten Kern überwucherten, müssen rücksichtslos ausgemerzt und lächerlich gemacht werden. Im öffentlichen wie im privaten Leben müssen wir hart und bewußt der Minderwertigkeit den Krieg ansagen.

Dem neidischen Kleinbürger, dem alles Außergewöhnliche und Andersartige verdächtig ist, der schmäht und begeifert, was er nicht versteht, dessen Gott der Bauch ist und dessen Moral eine feiste Selbstgerechtigkeit. Dem eingebildeten Dummkopf, der meint, er könne mit seinem unzulänglichen Gehirn die Welt verbessern, dem trüben Schmeichler, dem glaubenslosen Spötter und billigen Schwätzer, dem faulen Schmarotzer, „dem Pöbel aller Sorte".

Was unseren Charakter verwischt, unser Wesen schwächt, ist Falsch und Sünde.

Trägheit, Feigheit, Ungeistigkeit sind Laster. Strebertum, Hinterlist, Rücksichtslosigkeit und Angebertum sind hundsföttische Angelegenheiten.

Ziehen wir endlich eine scharfe Linie zwischen Gut und Böse; dem, was unser deutsches Leben stark macht oder krank. Seien wir endlich rücksichtslos gegen uns selbst und gegen andere. Züchten wir diejenigen Tugenden in uns empor, die artgemäß und schöpferisch wirken.

Dann wird es uns, so Gott will, gelingen, den Typus der Deutschen zu schaffen, den wir erhoffen und in Vorbildern schauen.

Den Menschen geschlossener Haltung und herrscherhaften Wuchses; voll Trotz und Demut: Parsival, Faust und Bismarck, Siegfried, Hagen und Dietrich von Bern; kühn und gelassen wie der Reiter im Dom zu Bamberg, weltoffen und naturfreudig, hart und träumerisch zugleich, voll gebändigter Phantasie und heiliger Sehnsucht, uranfänglichen Geblüts, mit einem Wort: die Rasse der Zukunft, zu der das vielgesichtige, gemischte Volk der Mitte Europas vom Schicksal geschmiedet wird. Dann dürfen wir stolz und freudig erregt sein, wenn uns heute schon da und dort, als Glück der Gegenwart, solche Söhne und Töchter unseres Landes begegnen, in Stil und Haltung ein adliges Geschlecht.

Vom wehrhaften Bauerntum.

Gemeinhin war man bisher der Ansicht, daß die Städte aus den befestigten Flecken und Plätzen entstanden sind, die mit einer Mauer oder Graben umgeben, mit Türmen und befestigten Toren ausgestattet waren. In Zeiten der Not, wenn räuberische Scharen ein Nachbardorf bedrohten, oder feindliche Heere das Land verwüsteten, zogen sich die Bauern mit ihrer beweglichen Habe in diese Befestigung zurück. Ohne Zweifel ist diese geschichtliche Darstellung nicht falsch, und die Entwicklung solcher befestigten Plätze zur Stadt ging um so schneller vor sich, je mehr eine solche Befestigung an vielbefahrenen Handelswegen oder gar am Kreuzungspunkt mehrer Handelswege lag. Leider hat aber diese Darstellung des Anfangs der Stadtentwicklung im allgemeinen zu der Ansicht geführt, das deutsche Bauerntum habe keine Befestigungen gekannt. Diese Ansicht ist durch neuere Forschungen (Professor Mielke u. a.) gründlich widerlegt worden. Wer die geschichtliche Entwicklung des deutschen Bauerntums kennenzulernen sich bemüht hat, wer den jahrhundertelangen Kampf der deutschen Bauern um ein arteigenes Recht und um arteigene Daseinsformen bewußt mitfühlen kann, dem muß die Ansicht, daß der Bauer in früherer Zeit nichts getan haben soll, um sein Besitztum, sein Vätererbe zu verteidigen, als ein Unding erscheinen. Die geschichtliche Überlieferung weiß jedenfalls das Gegenteil zu beweisen.

So ist z. B. bekannt, daß es auf den germanischen Bauernhöfen ein turmartiges Bauwerk gab, das stärker und fester als die anderen Baulichkeiten war, und das wohl zu letzter Verteidigung diente. Schon in nordischen Sagas ist von solchen turmähnlichen Bauwerken, den „Speichern", die Rede. Nur durch eine Leiter im Inneren des Erdgeschosses konnte man in die oberen Stockwerke gelangen. Die Bergfriede und Bergtürme der ritterzeitlichen Burgen haben sich aus den Speichern der alten germanischen Bauernhöfe entwickelt. Von den Angelsachsen wird berichtet, daß sie ihre alte festländische Bauart (Befestigung des Dorfes oder Hofes mit Erdwällen und Pfahlbauten) auch in England eingeführt haben. Von uralten, teilweise sogar steinernen Umfassungen der münsterländischen Bauernhöfe berichtet im 18. Jahrhundert Justus Möser. Noch heute können wir im westfälischen Lande manche Höfe finden, die unverkennbare Spuren früherer Befestigungswerke tragen. Auch in alt-überlieferten bayerischen Stammesgesetzen wird die Dorfbefestigung erwähnt. Und in einem dieser Gesetze aus der Völkerwanderungszeit wird sogar die Umwehrung der Dörfer und Höfe von allen Stammesgenossen verlangt. Aus Jütland ist uns ein Gesetz aus dem 13. Jahrhundert erhalten, in dem ebenfalls die Forderung nach Befestigung der Höfe enthalten ist. Professor Mielke berichtet in seinem Buche „Bauer und Dorf" von einem heute noch bestehenden dreistöckigen Befestigungsturm des Dorfes Groß-Siepen in Westfalen. In Franken, Hessen, Oberbayern, in Schwaben und besonders auch in Thüringen, in Österreich und anderswo finden wir immer wieder Beweise bäuerlichen Wehrwillens und auch aus Dokumenten zeitgenössischer Schreiber läßt sich diese Tatsache eindeutig nachweisen.

Weitere Beweise liefern uns darüber hinaus die Anordnungen der fürstlichen Landesherren. Ihnen war ein gut befestigtes Dorf höchst unbequem. Denn wie leicht konnten sich die gegen die landesherrliche Bedrückung auflehnenden Bauern in diesen Dörfern verteidigen! Daher versuchten die Landesherren schon frühzeitig, die weitere Befestigung der Dörfer mit allen Mitteln zu verhindern. So erließ im 9. Jahrhundert der Westfrankenkönig Karl der Kahle eine Verordnung gegen die Befestigung der Dörfer. Aber auch im Sachsenspiegel und im Schwäbischen Landrecht sind Verordnungen enthalten, nach denen ein Dorf nicht ohne Erlaubnis des Landesherrn befestigt werden darf. So finden wir also Beispiele genug, die eindeutig beweisen, daß die altdeutschen Bauern immer bereit gewesen sind, sich gegen jeden Feind zur Wehr zu setzen. Jahrhundertelang hat man den Bauern als Trottel hinzustellen beliebt — die Beweise bäuerlichen Wehrwillens kennzeichnen diese Verächtlichmachung als niederträchtige Lüge. **K. H. Backhaus.**

Sudetendeutsches Gebiet hungert.

Jeden Tag melden die Zeitungen von der furchtbaren Not, die überall im sudetendeutschen Gebiet die Menschen zum Hungern zwingt. Die „Tschechisierung des Brotes" hat es so weit gebracht, daß das Gespenst des Hungers durch das sudetendeutsche Land schleicht und überall seine Opfer fordert. Grauenvoll ist die Not in den Dörfern des Erzgebirges und des Böhmer Waldes, wo die Kinder vor Hunger zusammenbrechen, grauenvoller noch in den kleinen entlegenen Gemeinden des Adlergebirges. Das Adlergebirge ist die südwestliche Grenzscheide des Glatzer Berglandes nach Böhmen hinein und ist nicht leicht von den großen Verkehrsstraßen zu erreichen.

Es ist als habe sich der Hunger ein abgelegenes verborgenes Stück Land gesucht, um dort um so unbarmherziger zu wüten. Die Landschaft ist idyllisch, aber die Menschen gehen ausgezehrt umher und beugen sich mit geballten Fäusten vor einem Schicksal, an dem sie keine Schuld haben

und dessen sie nicht Herr werden können.

Reich war das Adlergebirge nie, aber die Menschen fanden bei harter Arbeit und kargem Lohn doch spärliches Auskommen. Bei 14stündiger Arbeitszeit konnte man wenigstens sein Leben fristen. Handweberei, Holzspanschachtel-Erzeugung, Netz- oder Filetarbeiten waren ein wesentlicher Teit der Heimindustrie.

Die Bewohner der [illegible]dörfer sind an sich Waldarbeiter, als sie aber im Walde keine Arbeit mehr hatten, begannen sie in mühevoller Arbeit Holzspanschachteln herzustellen. Aber sie sind auf die Ausfuhr angewiesen, denn der Verbrauch der Tschechoslowakei selbst ist gering. Vor fünf Jahren noch bot die Holzspanschachtel-Erzeugung etwa 4000 Menschen kärglichen Verdienst. Sie war von Bedeutung im oberen Talgebiet der Wilden Adler, ferner in Nitschka, Stibnitz, Saufoß, Riebnei, Kunzendorf, Kronstadt und Friedrichswald im Erlitztal. Dann machten riesige Zollsätze die Ausfuhr unmöglich, damit verloren tausende deutsche Menschen ihr Brot. Heute ist die Zahl der Holzschachtelmacher nur noch gering.

Die einst eifrig betriebene Hausweberei, die besonders in Deschnei, Sattel und Gießhübel zu Hause war, gab fast 3000 Familien den Lebensunterhalt. Freilich war das Brot sauer verdient, und alle Familienmitglieder mußten fleißig mitarbeiten, wenn es zum Leben reichen sollte, doch die Menschen waren froh, daß sie nicht zu hungern brauchten. Auch hier schrumpften die Absatzmöglichkeiten immer mehr zusammen. Der Hunger schleicht um die armseligen Hütten der Weber.

Die Holzschnitzerei ist im Adlergebirge fast völlig erledigt, ebenso die Filetheim-Industrie. Auf keinem Tisch ist etwas anderes zu finden als Kartoffeln und Salz, und auch das ist oft recht knapp bemessen. In den kleinen Dörfern und entlegenen Hütten des Adlergebirges hungern tausende Menschen. Wer es nicht glaubt, der besuche einmal die kleinen Walddörfer trete in einen der Haushalte ein, in irgendeinen, er braucht nicht bange zu sein, es könnte einer sein, darin die Not noch nicht triumphiert. Und am besten kommt man am Abend, dann kann man die Kinder fragen, was sie am Tage gegessen haben.

Am grausamsten zeichnet die Not ihr Mal ins Gesicht der Jugend. Hier wächst eine Jugend, die in den kalten Monaten unzureichende, dünne Kleider auf dem hungerschwachen Leib trägt. Viele Kinder kommen ohne Essen in die Schule. Die Mütter müssen in stummer Verzweiflung mit ansehen, wie ihre Kinder, aus denen niemals gesunde Menschen werden können, dahinsiechen. Und die Männer betrachten ihre Fäuste, Fäuste, mit denen Väter und Großväter ihre Frauen und Kinder ernähren könnten. Sie haben Fäuste und wissen nicht wozu;

Unheimliche Friedhofsruhe liegt über den Dörfern des Adlergebirges. Der Hunger hat seinen schütteren Mantel über das Land gebreitet. und die deutschen Menschen tragen schwer an den Qualen der Zeit.

Kurt Schork.

Der Tod des Leutnant Wurche.

Aus „Der Wanderer zwischen beiden Welten"
von **Walter Flex.**

Unter dem hochragenden Wegekreuz von Zajle sah ich den Freund noch einmal. Er hatte den Weg nach Posiminicze erkundet, wo er mit einem Zuge Feldwache beziehen sollte. Wir sprachen über die Toten von Warthi. Ich redete von diesem und jenem, den ich in seinem ersten Gefechte fallen sah, nachdem ein frischer und herzlicher Führerwille durch lange Monate unermüdlich an ihm gearbeitet hatte. Ein Sprung und Sturz — tot! Und für diesen einen Schritt so viele Mühe und Liebe. — „Nicht für diesen einen Sprung", unterbrach mich der Freund, „sondern dafür, daß er ihn mit hellen und beherzten Augen, mit Menschenaugen tat! Und sollte das nicht genug sein?" Ich sah ihn an und schwieg. Schwieg aus Freude und nicht aus Widerspruch. Aber er schien's dafür zu nehmen und schob seinen Arm unter meinen. „Haben Sie denn vergessen, was Sie Ihren alten Klaus von Brankow in der einen Bismarck-Novelle haben sagen lassen?" Er holte die Worte aus seinem frischen Gedächtnis: „Umsonst —? Es mag enden, wie es will — Ihr werdet Euer Brandenburg, Brandenburg! nicht umsonst geschrien haben. Hat nicht der tote Begriff Vaterland lebendige Schönheit und Taten gezeigt? Haben nicht tausend junge Menschen durch tausend Stunden menschlichen Lebens nicht an leichtes und leeres und arges gedacht, sondern sind mit warmen und festen Herzen durch Tage und Nächte gegangen? Kann eine Zeit umsonst sein, die aus dem sprödesten der Stoffe. aus dem menschlichen, Kunstwerke gemacht und sie auch denen offenbart hat, die sie wie Barbaren zertrümmern mußten?" —

In diesem Augenblick wurde ich zum Kompanieführer gerufen und erhielt den Befehl, zur Sicherung der Postenaufstellung mit meinem Zuge bis Dembowy Rog vorzugehen und dort Stellung zu nehmen. Ich sprang noch einmal über den Graben und drückte dem Freunde die Hand. „Ich habe für die Nacht Feldwache in Posiminicze", sagte er, „kommen Sie doch auf eine Stunde herüber!" „Das nun nicht, ich liege auf Vorposten." „Ja dann — aber es ist schade!" Ich ließ seine Hand und sprang über den Graben zurück. „Gewehre in die Hand!" Ich marschierte mit der Spitzengruppe ab, der Rest des Zuges folgte auf kurzem Abstand. Unter dem hohen, schwarzen Kreuze von Zajle stand die schlanke aufrechte Gestalt des Freundes. „Auf Wiedersehn!" rief ich ihm zu. Er stand still unter dem Kreuze und hob die Hand zum Helmrande . .

Die Feldwache und Posten waren aufgestellt, und ich war mit meinem Zuge nach Zajle zur Vorpostenkompanie zurückmarschiert. Ich saß am Tisch einer Bauernstube und schrieb Briefe nach Haus. Der Kompanieführer schlief auf einer Strohschütte. Die Bauernfamilie lag in einem riesigen Holzbett unter grellbunten Kissenbergen. In einer Stubenecke zwischen Tornistern und Gewehren hockten die Fernsprecher um ein Lichtstümpfchen am Apparat. Ab und zu klönte der Summer, eine ferne quäkende Stimme gab Meldung durch, die der Telephonist halblaut wiederholte und niederschrieb. Das menschenüberfüllte Zimmer war voll verbrauchter Luft. Ich stand auf und öffnete ein Fenster. Zögernd und blaß traten die Sterne aus dem Himmel. Vor dem Hause klang der Schritt des Postens. Hinter mir tönte ab und zu das verschlafene Wimmern eines kleinen Kindes, das in der lettischen Wiege, einem an rußschwarzen Stricken von der Decke herabschwebenden Holzkasten lag. Leise und kühl wehte die Nachtluft mich an.

Wieder klönte der Summer des Telephons aus der Stubenecke. „Herr Leutnant —!" „Ja, was ist?" Ich wandte mich ahnungslos um. Der Fernsprecher hielt mir den Hörer entgegen. Der Summer hatte dreimal lang angerufen. Das ging mich nichts an. Irgend jemand sprach mit dem Bataillon. Aber ich nahm doch den Hörer, den der Fernsprecher mir mit kurzem Ruck aufdrängte. Warum sah mich der Mann so an? Ich hörte das Gespräch ab. „Meldung von Feldwache in Posiminicze: Leutnant Wurche auf Patrouille am Simno-See schwer verwundet, bitte um Wagen zum Transport . . ."

Es war ganz still im Zimmer. Der Mann am Fernsprecher sah mich an. Ich wandte mich ab. Die Gedanken flogen mir durcheinander. Ich wollte aus dem Zimmer stürzen und nach Posiminicze laufen . . . Aber ich lag ja auf Vorposten, und draußen verblutete vielleicht der Freund. Ich durfte nicht fort. „Ja dann — aber es ist schade." Das Abschiedswort unter dem Kreuz von Zajle ging plötzlich durch die Stille. Ich biß die Zähne aufeinander. Immer wieder hörte ich das Wort, das halb gleichgültige, sinnlose Wort, das mich höhnte. Es ist schade . . . Es ist schade . . ." Und draußen verblutete der Freund.

Da nahm ich den Hörer wieder und rief die 10. Kompanie an. Der Summer schrillte. Die Kompanie meldete sich. Aber es war keine neue Meldung von der Feldwache eingelaufen. Der Verwundete lag noch draußen. Ein Wagen war nach Posiminicze unterwegs. Das war alles. „Sobald neue Meldung kommt, rufen Sie mich an!" „Jawohl, Herr Leutnant." Alles dienstlich, ruhig, gleichgültig, müde wie immer. Ich saß und wartete. Ich stand auf und ging auf und nieder. Der Mann in der Ecke folgte mir mit den Augen. Ich ging aus dem Zimmer und war allein. Von Stunde zu Stunde rief ich durch's Feldtelephon an. „Keine weitere Meldung, die Leute sind noch draußen." Immer dasselbe. Und ich saß kaum eine Wegstunde fern und durfte nicht zu dem Freunde eilen. Ich stand auf der dunklen Straße von Zajle, starrte in die Finsternis nach Südosten hinüber und kämpfte mit mir und war meiner nicht mehr Herr. Der Fernsprecher rief mich. „Herr Leutnant!" Ich stürzte ins Zimmer und faßte den Hörer. „Hier Leutnant Flex!" „Hier 10. Kompanie! Leutnant Wurche ist tot." Ich gab den Hörer aus der Hand, ohne Antwort. „Schluß!" rief der Fernsprecher in den Schalltrichter. Sinnlos, sinnlos war das alles . . . Wieder stand ich unter dem blassen Himmel. Die Häuser um mich her als drohende, schwarze Klumpen. Und die Stunden schlichen weiter, weiter, eine nach der anderen.

Wolf Eschenlohr.

Von **Walter Flex.**

Unbemerkt von den Brandfüchsen, die mit polternden Füßen und heißen Köpfen treppauf gestürmt waren, unbemerkt auch von Heinz Borkenhagen, der zu den singenden Brüdern auf die Gartenterrasse eilte, war ein alter Herr der Burschenschaft ins Haus getreten. Ein seltener Gast in den vier Pfählen des Bundes schritt die Wendelstiege des Treppenhauses empor, Professor Wachsmuth, der greise Kantforscher der Hochschule. Er gehörte der Sage nach noch zu den Alten, die unter der schwarzen Kreuzfahne durch die Leidenszeit der kämpfenden Burschenschaft geschritten waren. Er nörgelte nicht an dem jungen Nachwuchs, der angeblich den Kriegsschatz des alten Bundes an Idealen und Gedanken für kurzlebige Bierbankbegeisterung und festseligen Redeschwall in Scheidemünze umsetzte, er hielt auch den Nachgeborenen schweigend die Treue und ließ ihnen ihr Recht, aber er saß selten in ihrer Mitte.

Auch heute suchte er nicht die Bundesbrüder, er suchte einen seiner Schüler, der ihre Farben trug.

Er fand ihn bei den entfalteten Fahnen der Burschenschaft über dem verdämmernden Saale. Ein feines, wissendes Lächeln, das voll Güte und Neigung war, spielte um seine Lippen, als er ihn sah.

Er rührte den Träumenden an der Schulter. „Grüß Gott, Eschenlohr", sagte er ruhig.

Artig und ehrerbietig trat der Jungbursch aus dem Schatten des Musikantenchors.

„Grüß Gott, Alter Herr! Suchst du jemand?"

„Dich."

Schweigend standen sie sich gegenüber, und es sah einer des anderen Verstehen.

Der alte Wachsmuth empfand wieder, empfand mit Wissen und Willen die herzliche Neigung, die ihn zu seinem jungen Schüler zog. Im Kantseminar der Hochschule hatte er oft in Wolf Eschenlohrs Augen hineingesprochen. Von Stunde zu Stunde hatte es ihn beglückt, die spürende und hellhörige Aufmerksamkeit zu sehen, die in seinen wahren klaren Menschenaugen war und ihm in Frage und Antwort frisch von den warmen jungen Lippen sprang.

Wolf Eschenlohrs Herz tat ein paar rasche, harte Schläge. Neigung und Verehrung, die zwischen Lehrer und Schüler wob, blühte zum ersten Male sichtbar auf. Zu den tiefsten und stillsten Freuden des Jünglings hatte es gehört, im Hörsaal in das Greisenantlitz des alten Wachsmuth zu schauen, das von der Leidenschaft des der Wahrheitssucher und Weisheitsfinder verwittert schien. Still und drohend stand die fahle, gedankenüberlohte Gelehrtenstirn über der hohen und hageren Gestalt. Die straffe, lederfarbene Gesichtshaut stach dunkel vom weißen Barthaar ab und erschien gleichsam ausgedörrt von der Ewigkeitsglut der Augen, die wie eine Flamme unter hochgewölbten Stirnbuckels hervorschlug und die buschigen, schlohfarbenen Brauen versengt zu haben schien.

„Und habe meinen Abendgang zu den Burschenhäusern und Kasernen vor die Stadt hinaus gemacht", fuhr Theobald Wachsmuth fort, „Studenten und Soldaten sangen vom Kriege. Horch! Auch die Arminen singen auf der Gartenterrasse . . . Greis und Jüngling lauschten. Durch die brütende Stille des sommerwarmen Treppenhauses."

„Heraus, heraus die Klingen!
Laßt Roß und Klepper springen,
Der Morgen graut heran,
Das Tagwerk hebet an.
Trarallerallala, trarallerallera . . ."

In seiner Zweieinsamkeit führte sich Wolf Eschenlohr zum ersten Mal angeweht. Von den nie empfundenen Schauern einer großen Schicksalswende. Sein Herz begann sich gläubig der fremden Macht der Stunde zu öffnen. Was ihm die stumme Sprache der Fahnen und die lärmende Begeisterung der Bundesbrüder nicht faßbar und glaublich machen konnten, das offenbarte ihm die wortkarge Liebe des verehrten Mannes, die zum ersten Male sichtbar aus der stillen Klarheit seines Wesens heraustrat. „Du sollst noch einmal zu mir kommen, ehe du hinausfährst. Darum wollte ich dich bitten."

„Morgen wollen wir Abschied feiern", erwiderte Wolf Eschenlohr und deutete in den verdunkelten Saal unter den schweigenden Fahnen. Ein letztes, schon ungläubiges Sich-Wehren für den behüteten Frieden seiner ebenmäßig wachsenden Jugend sprach aus Stimmung und Haltung.

„Den lauten Abschied meine ich nicht", wehrte der Greis ruhig in leiser Rührung. Keine Falte der Knabenseele blieb ihm verborgen. „Eine stille Stunde sollst du mir noch schenken."

Seine Hand hob sich behutsam auf die schmale Jünglingsschulter. „Ich habe dich liebgewonnen, Wolf."

Da warf sich Wolf Eschenlohr in jäher Erschütterung an die Brust des greisen Freundes. Er empfand wissend die Offenbarung der Stunde, in deren tiefer Glut die stille kühle Sachlichkeit des Gelehrten umgeschmolzen wurde in väterlich starke Liebe.

Das unbegriffene Schicksal entschleierte sich ungeheuer und riesenhaft in seiner wesenverwandelnden Kraft, die nur Wille und Liebe gelten ließ. Erschütternd und voll unerhörter Schönheit. Die feinen Altmännerhände des Gelehrten umspannten die heißen Schläfen des Jünglings. Wille und Liebe brannten klar auf in den Greisenaugen; gleich Freundesaugen, Vateraugen leuchteten sie stark und warm über dem zurückgebogenen Haupte der hellen Stirn des Jungen. Der Blick des Alten war ein letztes, tiefes Prüfen, das zur Besitznahme wurde.

„Nun weiß ich. Der Krieg ist da", sagte Wolf Eschenlohr.

„Komm morgen zu mir!" bat der Greis und löste, sich der Weichheit erwehrend, die Hände von den Schläfen des tieferregten Jungen, der seiner Seele nicht mehr mächtig war. Schweigend stiegen sie die Treppe hinunter. Die Hand des greisen Gelehrten lag schwer auf der jungen Schulter, die ihn unmerklich mit scheuer, knabenhafter Rücksicht stützte.

Der Alte hatte unter seiner Hand das Gefühl einer biegsam federnden Degenklinge. Die lässige Anmut des Knaben war in dieser Stunde ganz zu geschmeidiger Kraft und schmiegsamer männlicher Straffheit geworden, aber die feinfühlige scheue Ehrfurcht der Jugend war gut und liebenswert nachgeblieben. Der alte Wachsmuth empfand mit wacher Freude die scheue, knabenhafte Rücksicht mit der ihn der Jüngling stützte, ohne es merken zu lassen. Die Herzlichkeit, mit der der Schüler unter der Tür des Burschenhauses von dem Gelehrten schied, war bescheiden und voll wortscheuen Dankes.

Wolf Eschenlohr stand allein in der dunkelen Diele, und plötzlich fühlte er den Druck der Stunde wie eine körperliche Last, die er sprengen mußte.

*

. . . Den Dienstunterricht der Kriegsfreiwilligen, den sonst die Unteroffiziere abhielten, hatte heute der Kompanieführer selbst übernommen, um die jungen Soldaten auf ihre Vereidigung vorzubereiten. Oberleutnant Fahrenkrug, mit einem halbverheilten Schenkelstreifschuß von den belgischen Schlachtfeldern in die Garnison zurückgekehrt, führte seine Kriegsfreiwilligen-Kompanie erst seit einer Woche. Er war ein straffer, aufrechter Mann von früh gereiftem Lebensernst, der still und ohne viel Wesen von sich zu machen, seinen Dienst tat. Aber zuweilen, wenn er vom Pferde herab auf dem Exerzierplatz den Heeresbericht vorlas, füllten sich seine Augen und seine Stimme mit einer überraschenden und strahlenden Jugend, die ihn ohne Worte mit den hundert Herzen seiner jungen Kompanie verband.

Der Unterricht fand auf Stube 8 statt, wo die Schemel aus dem ganzen Kasernenflügel zusammengetragen worden waren. Als Oberleutnant Fahrenkrug eintrat, sprangen die Kriegsfreiwilligen auf und standen still. Der Feldwebel meldete dem Offizier die Kompanie und trat ab. Fahrenkrug ließ die jungen Leute rühren, aber das gewohnte Zeichen zum Hinsetzen gab er nicht. Was er heute zu sagen hatte, sollten, die es anging, stehend anhören. Seine Blicke gingen die Reihen hinunter bis in den letzten Winkel, als wollte er alle Augen auf sich sammeln. In seinem hartgemeißelten Gesicht trat ein arbeitender Wille hell zutage, je länger er sprach. Durch die geöffneten Fenster strömte die frische Morgenluft. Fahrenkrug formte knappe schmucklose Sätze. Hinter jeden Gedanken setzte er ein kurzes Schweigen, als wollte er den Worten Zeit lassen, sich einzuprägen.

Die Kriegsfreiwilligen merkten kaum, daß er sie die ganze Stunde stehen ließ. Willig, ohne es zu wissen, gaben sie ihre Jugend ganz in die Hand des Mannes. Jedes Wort, das er sprach, war eine Forderung an sie. Wille und Forderung des Mannes, Willfährigkeit und Hingabe der Jugend wuchsen aneinander wie Zwillingsbäume.

Auch Wolf Eschenlohr spürte den fremden Willen über sich. Was will er von dir? dachte er, als er das erste Mal in die klaren, fordernden Augen des Mannes sah. Dann erkannte er die Kraft und Schönheit des Manneswillens, die den ganzen Menschen forderte.

„Haltet euer Blut in Zucht! Ihr wollt auf die Fahne schwören. Euer Leben gehört dem König. Euer Leib und Blut gehört nicht mehr euch. Wer von euch seinen Leib krank macht, der zerbricht einen Degen in der Hand seines Königs."

Das waren Worte, vor denen es kein Ausweichen gab. Eschenlohr spürte es mit einer starken aufwallenden Freude. Wille und Gehorsam wurden zu einem Stück zusammengeschmiedet.

„Stillgestanden! Weggetreten." Der Offizier wandte sich zum Gehen.

Eschenlohr war mit einem Sprung an der Tür und riß sie auf. Fahrenkrug sah ihm im Vorübergehen in die Augen und lächelte nicht über die heiße Hingabe des jungen Herzens, das ihm fühlbar entgegenschlug. Er erkannte, seine Kriegsfreiwilligen hatten ihn verstanden. Eine starke und rasche Freude durchströmte ihn. als er auf den straffen Jungen sah, der sich, Blick und Brust frei geradeaus, Kinn an der Binde, vor ihm zu soldatischem Gruß an der Türschwelle aufbaute und den gesunden Kraftwuchs seiner schlanken Jugend zur Schau bot, als wollte er ihn sichtbar unter seinen Willen stellen!

Er wollte ihm die Hand mit einem herzlichen Druck auf die Schulter legen, doch unterließ er es. Mit einem kurzen Nicken ging er vorüber.

In der Frühe des anderen Tages leisteten die Kriegsfreiwilligen den Fahneneid.

Schriftleitung: Herbert Pech, verantwortlich: Ernst Hempel, beide in Bromberg.